Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 26

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641342

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26
XVII. Jahrgang
1927

Bern
25. Juni
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Zwei Gedichte von Martha Pfeiffer-Surber.

Du Meer.

Du Meer bist selbst die Zeit,
Du Ewigkeit!
Was weißt denn du von Stunden, Tagen, Jahren?
Der Mai ist niemals über dich gefahren.

Du Meer bist selbst die Liebe,
Nur blühen alle deine Triebe
Ganz tief im Grunde.
Kein Fisch bringt uns davon die Kunde.
Sie wollen nicht ihr Haus verraten,
Nicht deine Seele, die so voller Taten;
Sie schlagen dir nicht eine Wunde.

Du und die Sonne, ihr seid wohl Gespielen?
Ihr kreist zusammen um der Welten Dielen;
Nur bist du Meer das stäkere der beiden,
Denn abends seh ich goldnen Ball noch vor dem Scheiden
Ein Weilchen stets in deinem Schoße ruhn.

See und Meer.

Ihr seid Schwestern: See und Meere,
Seid genährt vom selben Blut.
See und Meer, euch kenn ich beide,
Doch nur einem bin ich gut.

Hörst du denn mein leises Weinen,
Meer, in deiner Liebeskraft?
Schlag um Schlag erhalten Felsen,
Küssest wild in Leidenschaft.

Kann ich dir ins Auge sehen,
Meer, das nirgends Ruhe findt?
Lieben, zürnen, kommen, gehen,
Tag und Nacht dir Freunde sind.

Nein, wie Schwäne kehr ich wieder,
Ziehe meinen stillen Kreis —
Auf dem Spiegel deiner Schwester,
Denn mein Singen ist zu leis.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 26

Doch eines Tages streiten sich draußen im Gärtchen des Gefangenwärters zwei Stimmen, und diese beiden Stimmen erschrecken Glanzmann. Die eine in ihrer zitternden Güte und leidenschaftlichen Anteilnahme, die andere in ihrer dürren Ledrigkeit! Und diesmal steht Glanzmann auf, bückt sich unter der niedrigen Decke und preßt den Kopf in die Mauerlücke, um nur einen Schimmer der weißen Haare seines Pfarrherrn zu sehen.

„Ihr wollt eine Erklärung, Herr Professor? Es gibt Dinge, die der Erklärung nicht bedürfen. Euch aber scheint eine religiöse Erweckung unwahrscheinlich, wenn der Junge nicht in seiner Jugend mürbegeprügelt ward, oder wenn der Erwachsene nicht in harter Fron erstickt oder seine Schulden nicht bezahlen kann! Aber, mein Herr, wenn Religion nur diese Ursachen und Quellen haben soll, was finden wir an ihr?"

„Mißverstehen wir uns nicht, Herr von Muralt", wehrte sich Herr von Sinner, „ich spreche nicht von den großen religiösen Persönlichkeiten der Vergangenheit, sondern von den Schwarmgeistern der Gegenwart."

„Nun gut, Herr Professor, Luther wurde erweckt, als ihm der Blitz den besten Freund von der Seite wegsengte, Paulus bekehrte sich unter dem Drucke der syrischen Wüstensonne. Christus atmete die Luft der Hügel Galiläas, Mohammed sammelte seine Seele in der Einsamkeit der großen Wüste. Glanzmann aber ward erschüttert durch die wilden Zeitläufe, lernte Blitz und Donner als Sinnbilder des Geistes erkennen, der je und je die Welt heimsucht, und ahnte eine Erschütterung der toten, Gott abgewandten Welt durch den verborgenen Geist. Und, wohlverstanden, dieser Mensch hat genug für sich, wünscht keine Güter, gibt andern die Ehre, ja — mißkennt in seiner Reinheit einen notorischen Fanatiker...."

„Ihr macht einen Heiligen aus ihm. Gesteht, Herr Pfarrer, sein Blick ist eng, viele seiner Eigenschaften sind Erbteil einer alten Familie..."

„Himmel, Herr Professor, Michelangelo und Bonaparte, Goethe und Kant und meinetwegen auch Euer Kotzebue haben alle in sich das Erbteil ihrer Familien, sind alle belastet, aber mit Genie! Dieser einfache Bauer erbte einen

gewaltigen Ernst und eine große wortlose Liebe. Ihr Städter wollt ihn mit euren Maßstäben messen? Keine Religion entstand jemals in Städten! Euresgleichen ärgert mich täglich mit der Frage: ‚Ist es denn nicht nur seine reizbare Natur, die unter Blitz und Donner leidet!‘ Ich sage euch: Ein einziges Gewitter ist größer als eure ganze Kunst und Wissenschaft mitsamt aller Philosophie.“

Ganz deutlich fühlte Glanzmann, wie sich der Professor bemühte, eine verbindliche und dennoch kränkende Antwort zu finden. „Ihr habt sehr unabhängige Meinungen, Herr von Muralt, und man wird Euch sicherlich deswegen schätzen. Der Staat aber kann über das Phänomen Schwärmerei nicht der gleichen Meinung sein wie Ihr. Es muß einmal eingeschritten werden. Ein Exempel tut not!“

Nun aber brauste der Pfarrer auf, man spürte, wie er die letzte Rücksicht fallen ließ. „Dann beweist in einem Exempel, daß es Euch ernst ist mit Eurem Eingreifen, und schreitet gegen die toten Predigten vieler geistlicher Herren ein, die lieber dem Nimrod frönen als Gottes Wort. Aber leider kann kein dürrer Baum auf dürrem Boden sich selbst erneuern! Ich gehe meinen Gefangenen besuchen, Herr Professor. Man hat mir endlich gnädigst die Erlaubnis erteilt!“

Glanzmann legt sich auf die Pritsche, gerührt, ermutigt und erschüttert. Er hörte irgendwo Türen gehen, Schritte sich nähern, einen Schlüssel sich ins rostige Schloß schieben, und dann sprang die Eichentüre auf.

Glanzmann blieb sitzen, zeigte mit der Hand nach der Decke: „Duckt Euch, Herr Pfarrer, duckt Euch!“ Und versuchte zu lächeln. Herr von Muralt erschrak. „Um Gottes willen, dieses Loch!“

Er setzte sich neben Glanzmann auf die Pritsche, begann verlegen zu fragen, irgend etwas.

„Nicht fragen, Herr Pfarrer, nicht fragen!“ wehrte Glanzmann ab und drückte mit den Fäusten auf die Augen, als ob er sie zerquetschen möchte.

„Uebermorgen ist Hauptverhandlung! Man will auf einmal rasch machen, seit man die Hoffnung aufgegeben, Vogt zu finden. Endlich Möglichkeit, aus dem Loch herauszukommen!“ Er sah sich in der niedrigen Enge entsetzt um und preßte die Hände ineinander.

„Nicht wahr, Herr Pfarrer, es scheint ausgemacht, daß man mich verurteilt!“

„Nicht bei allen! Seid klug wie die Schlangen, Glanzmann, und geht ihnen nicht in die Stricke! Reizt sie nicht...“

„Ich fürchte, daß sie jedes Wort reizen wird, das mir entrinnt! Ich kann nicht anders als bezeugen, was ich glaube. Dazu hat man mich ins Gefängnis gesetzt, wozu denn sonst?“

Der Greis sorgte sich. „Obermooser, diese Menschen sind anders als wir, sie wollen nicht Wahrheit, sie wollen einen Schuld- oder Unschuldbeweis. Sie wollen herausbringen, ob Ihr Euch gegen den Staat und gegen die Sitte vergangen habt. Daran müßt Ihr denken...“

Er tat plötzlich geschäftig, um jede Rührung zu vermeiden, und gab Glanzmann nur flüchtig die Hand. „Auf Wiedersehn übermorgen!“

Glanzmann sah ihm nach und rief, bevor die Türe sich schloß: „Es können aber doch in Städten Religionen entstehen! Wißt Ihr! In den Gefängnissen, wenn Liebe und Geduld zu den Dingen groß genug sind...“ Er winkte dem langsam und betroffen Entschreitenden zu, sah den bleichen Wärter sich nähern und die Tür zugehen. Und der Schlüssel knirschte.

Und dann begann wieder das Starren: Mauerloch, Gitterstäbe, Rosttropfen am Türschloß, rot wie Blut, und über dem Dämmer die totenschwarze Decke, die um die Abendstunde sich minütlich zu senken scheint und dennoch ungeheuer langsam sinkt und in der Höhe zu lauern scheint, ob der Gefangene eine Sekunde lang nicht aufpasse. Und wenn er sich vergäße, auch nur eine Sekunde lang, dann würde sie sich wie der Blitz auf ihn werfen...

28.

Unter der vergoldeten Leiste längs der bunt bemalten Decke, die braungetäfelte Wand des Gerichtssaales oben abschließend, äugen die Wappentiere der Oberamtmannschaften wachsam über die Bildnisse längst verstorbener Magistraten hinweg in den widerhallenden Raum, hinüber zum Podium des Gerichtspräsidenten, oder nach den hohen gotischen Bogenfenstern hin. Der Greif von Niederseewil mit seinem einen Auge blinkt kalt und mißtrauisch genau über der Tür, gegenüber dem richterlichen Podium.

Die Herren Richter in den schwarzen Talaren wußten sich in die Blicke der Wappenwächter zu schicken. Unbewegliche Gesichter schwebten sicher über weißen Kragen, durchsichtige Stirnen lehnten sich an schmiegsame Hände. Der Präsident auf seinem erhöhten Podium allein funkelte aus schwarzen Augen ungeduldig durch den Saal.

Glanzmann saß auf der Anklagebank, das weiß gewordene Gesicht erhoben, die Hände gefaltet. Er klebte nur am Rande, bereit, bei der ersten Frage aufzustehen und den Richtern entgegenzutreten. Die Augen irrten von einem der sicheren Gesichter zum andern, als ob sie das Schicksal aus den dicht bezifferten und sauber beschriebenen Tafeln der Gerechtigkeit enträtseln könnten.

Ein Schreiber las: „Glanzmann, Samuel, Sohn des Christian und der Susanna, geborene Lobsiger von Rötiwil, Oberamtmannschaft Niederseewil, wohnhaft in Rötiwil, Landwirt, Ehemann der Marie Anna, geborne Zbinden. Stimmt das?“ Samuel nickte und legte die Hände offen vor sich, wie einer, der nichts zu verhehlen trachtet.

Der Vorsitzende ergriff das Wort. „Ihr seid angeklagt, die Einwohner der Gemeinde Rötiwil mit einer neuen unerlaubten Lehre erregt zu haben, dergestalt, daß Ihr zur Mißachtung der Regentschaft, zur Verachtung der Lehre unserer christlichen Kirche und Auflösung der Ehe aufgefordert habt. Gesteht Ihr, daß Ihr Euch dieses Vergehens schuldig gemacht habt?“

Der Oberrichter witterte im Saale nach der Stimmung, horchte zugleich genau auf die mutmaßliche Weigerung des Beklagten, sich schuldig zu erklären.

Glanzmann sprach langsam: „Ich habe niemals gelehrt, daß man die Regentschaft verachten solle. Ich sage nur, daß eine Zeit kommt, da Friede sein wird, und alsdann wird die Herrschaft aller Obrigkeiten nicht mehr vonnöten sein. Ich habe niemals aufgefordert, die Lehre unserer Kirche zu leugnen, sondern meine Nächsten ermahnt, Gott in jedem Dinge zu dienen. Vor allem aber ist es nicht wahr, daß ich die Ehe auflösen will; kein Mensch darf sein Weib von sich stoßen, es sei denn, daß sie sich von ihm losgesagt und

ihn verabscheut, und nichts von seinem Geiste wissen will. Alsdann aber ist zwischen ihnen keine Ehe!"

„Ihr habt gelehrt, daß eine große Offenbarung des Geistes bevorstehe, und als Zeichen dieser Offenbarung nanntet Ihr den Aufruhr, den Ihr selbst erregen halfet. Leugnet Ihr diesen Ausspruch?"

„Ich warnte alle meine Brüder vor dem Aufruhr, aber ich sage Euch, dieser Sturm muß kommen, damit Ihr selbst, Eure Seele, lebet. Und er kommt wie Blitz und Donner und Sturzregen über die Erde, und beides kommt von ihm: Tod und neues Leben. Wer aber aufsteht und nach dem Regiment trachtet, der kettet seine eigene Seele und überliefert sie dem zweiten Tode, von dem geschrieben steht: ‚Ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer nicht verlöschen!'"

Kaffeestunde. – Gemälde von Walter Witting.

„Ihr habt schon vor Jahren das Fleisch einer geschlachteten Kuh unter die mindern Leute verteilt und ausgesagt, es müßten alle Reichen so von ihren Gütern an die Armen abgeben!"

„Ja, das hab' ich getan und gesagt, aber niemals sagte ich zu den mindern Leuten: Nehmt den Reichen ihren Ueberfluß ab. Der Satan, der die Reichen verdirbt, daß sie schwelgen, dieweil die Armen darben, reizt auch die Armen, bis sie aufstehen und sich rächen an ihren Peinigern. Wir aber, die Gottes Gerechtigkeit suchen, können die Armen nicht lehren, zu arbeiten und zugleich die Reichen zu berauben, damit sie selber der Arbeit entbehren könnten!"

„Ihr habt Euch von Eurer Ehefrau zurückgezogen und habt in der Scheune gelebt und habt die Ehe verabscheut mit der Tat, und habt öffentlich gesprochen und dargetan, daß die Ehen, von Menschen gestiftet, von Gott aufgelöst werden müßten. Und Ihr habt Euch aller guten Sitte zum Trotz verdächtig gemacht verbotenen Umgangs mit der Frau eines andern, und ob Euch auch nichts bewiesen werden kann, so gabet Ihr doch ein aufreizendes Aergernis. Gesteht Ihr dies ein?"

Glanzmann senkte die Stirn und schrak sichtlich zusammen, faßte sich indessen rasch und gab die einfache Antwort: „Meine Frau und ich haben uns versöhnt. Ob ich Unzucht predigte, mögen die bezeugen, gegen die ich die Peitsche erhoben, als der Oberoltiger sie in Satans Netz zu fangen suchte!"

Im Halbkreis der Richter machte sich merkliche Unruhe hörbar, sie räusperten sich und drängten den Vorsitzenden zu schärferem Verhör. Und der Junker im schwarzen Talar mit den funkelnden Augen ging zu gefährlicheren Fragen über. — —

„Ihr waret mit den versprengten unterländischen Aufrührern vor dem Münster und hieltet vor den Ohren des Stadtvolkes aufreizende Reden, kurz bevor Euch der Korporal gefangen nahm?"

Glanzmann sah sich hilfesuchend im Saale um und rief laut: „Um Gottes und Christi willen! Ich beschwor die Rötiwiler, heimzugehen! Alle können es bezeugen, wenn sie nicht lügen!"

„Warum habt Ihr sie beschworen, heimzugehen? Wahrscheinlich, weil die Zusammenrottung aussichtslos geworden war!" — —

Glanzmann stand auf; die Frage empörte ihn. „Gnädiger Herr, haltet Ihr meine Worte für Lügen? Ich sage nochmals, daß ich immer und ewig jeden Aufruhr und jede Zusammenrottung verdammte und verdammen werde. Warum haltet Ihr es für notwendig, mir Fallen zu stellen?"

„Wenn Ihr Euch nicht setzt, wird man Euch hinausführen!" sagte der Richter mit eisiger Ruhe. Glanzmann setzte sich hoffnungslos und sank in sich zusammen.

„Wollt Ihr uns nicht sagen, weshalb die Frau des Spenglermeisters Gasser Euch nicht in Eurer Wohnung, unter den Augen Eurer Ehefrau, besuchte, wenn sie Euren Rat nötig hatte?"

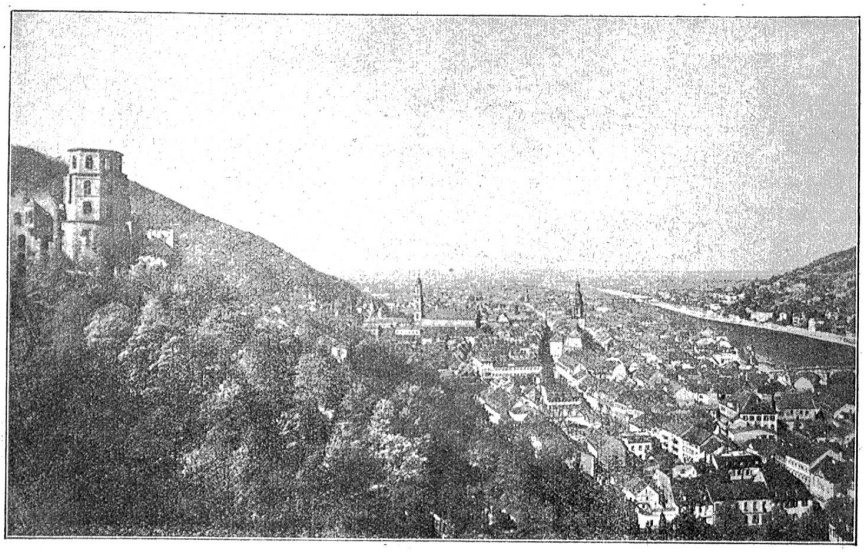
Glanzmann warf den Kopf hoch und schien auf einmal Gefallen zu haben an dem bösartigen Fragespiel. „Ich glaube, Herr Richter, wenn meine Frau mir die Wohnung zuschloß, dann war es nicht ratsam, einen Besuch in meiner Wohnung zu empfangen. Ein Stall ist aber kein Besuchszimmer!"

„Boshaft, frech", ging es durch die Reihen der Herren. Glanzmann aber senkte die Augen, einer neuen Fußangel gewärtig.

„Weshalb mußtet Ihr denn Eure Besuche immer auf die Nachtzeit verschieben? Weiß man denn in Rötiwil so wenig von Anstand und Sitte, daß Ihr nicht wußtet, was Ihr tatet?"

„Herr", sagte Glanzmann demütig, vielleicht mit einem Unterton der Verachtung gegen die Städter: „Bei Tage haben wir Bauern Arbeit, sonst würden wir uns bei Tage besuchen!"

Plötzlich brauste der Richter auf, es sah wahrhaftig aus, als ob er wirklich zürne: „Mensch, was haltet Ihr



Heidelberg. Blick von der Schloßterrasse.

uns zum Narren? Es ist Euch nachgewiesen, daß Ihr Unzucht getrieben mit der Frau eines andern, und Ihr lacht Eure Richter aus!"

Glanzmann spannte seinen Scharfsinn an; er war so mißtrauisch geworden, ahnte in jeder Frage eine Falle, dachte an den Rat des Pfarrherrn: „Seid klug wie die Schlangen!" Vorsichtig gab er zur Antwort: „Dann weiß ich nicht, was lüsterne und unzüchtige Frauen sind!"

„Geschickt", sagte einer der Richter.

„In den Büchern des Oberoltigers steht geschrieben", sagte der Vorsitzende, „daß die Ehe geheime Unzucht sei, die Unzucht einer ganzen Gemeinde untereinander aber sei der vernünftige Gottesdienst. Seid Ihr derselben Meinung wie der Oberoltiger, dann könnt Ihr ja füglich eine Buhlerin von aller Unzucht freisprechen!"

Samuel vergaß sich, rief laut in den Saal hinein und sah dabei einem der Richter nach dem andern drohend ins Gesicht: „Ich weiß nicht, welche Schriften der Oberoltiger hat ausgehen lassen, ich sah niemals eine davon. Und ich denke nicht wie er!"

Die Herren rückten unmutig auf den Stühlen hin und her, der Vorsitzende hielt Umschau in ihren Mienen. „Meine Herren, wir könnten hier das Verhör abbrechen!" Ein Nicken die Reihen entlang, ein Weibel trat aus einem Winkel und führte Glanzmann ab. (Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der Romantik.

Ich meine Heidelberg, die Stadt, in der sich unsere großen Dichter alle aufhielten, dort im Studium Klarheit erstrebten und statt dessen allzu oft die Einflüsse des Unklarseins, des ewigen ziellosen Suchens über sich ergehen lassen mußten, zu allen Zeiten, Brentano und Arnim und Gottfried Keller und die vielen, vielen Strebenden.

Ob auch heute noch der Hauch der Romantik über dieser Stadt schwebt? Manch einer möchte kurzweg sagen: Nein! Denn die Zeiten sind andere geworden; das deutsche Volk steht viel zu sehr unter dem Eindruck des letzten Krieges, als daß es Vertreter besitzen könnte, die da noch weltfremd staunen und singen und sinnen. Die Erkenntnis der Wirklichkeit besteht mehr denn je; schneller als in früheren Zeiten sucht der Student eine verdienstreiche Stellung zu erlangen, so daß ihm die Stunden nur zur Arbeit schlagen; das Erholen muß kurz sein, anregend zugleich; deshalb der Film und der häufige Kaffeehausbesuch bei Konzert und anderen Produktionen: Ansammlung der Menschen, wobei keine Besinnung zustandekommen kann; dann wieder nach beendigter Ruhepause die Arbeit, angestrengtes, selbstbewußtes Wirken.

So geht der Tag herum — und die Nacht bringt Schlaf oder Tumult und neuen Taumelrausch. Auch in den stillen Stunden der Dunkelheit keine Einsicht in das Nichtirdische, kein Suchen in den Werten seiner selbst. Aus dieser Erkenntnis heraus kann man ruhig zugeben, daß der heutige Mensch mit dem üblichen Lebenswandel nicht für die Romantik geschaffen ist, oder: er schafft keine Romantik aus sich heraus. Der Mensch ist so, auch in dem alten Sitze des heimlichen Raunens, des Mondfunkelns, des ehrfürchtigen Erinnern an frühere Große, in Heidelberg.

Aber Heidelberg selbst, die Stadt mit den engen Gäßchen, den gotischen Kirchen, dem vielbesungenen Neckarflusse, dem Schloß und der waldigen, hügligen Umgebung? Kann diese Stadt nicht noch dieselbe sein, mit ihren unfaßbaren Reizen? Wer sagt, daß in ihr nicht immer noch heimliche Geister ihr Wesen treiben, daß sich der Zauber der Nächte nicht erhalten hat?

In der Tat: alles ist beim alten geblieben. Nicht Anbau von neuen Häusern, ganzen Quartieren, nicht Waldrodungen oder Steinbrüche haben das alte Bild zerrissen, sondern einzig der Mensch ist mit den Jahren als ein umgeschaffener Bestandteil eingetreten, er hat nicht mehr mitgemacht, ist mit seinen Gedanken weitergeflogen, hoch über die Tiefen des Empfindens hinweg bis zu den Gebirgen der Technik und des Handels. Ein stolzer Flug; aber ein Emporschwingen, das den Blick in die herrlichen Täler mit ihren ewigsprudelnden Quellen einbüßt. Und drunten blühen die zarten Blumen, und die Vögel sammeln sich zu freudigem Jubellied, und Blätter erleben den Wandel von Frühling und Herbst, — alles ungesehen von dem stolz Emporgeschwungenen. Ein großer, mächtiger, aber armer Held!

Wie könnte einer behaupten, Romantik sei das Allein-Seligmachende, das Einzige! Aber Heidelberg — gerade die Ausnahme macht es so schätzenswert — lebt einmal in der Sphäre der Romantik; da ist es hineingewoben wie das Schloß im alten Märchen: Dornen rings herum, die tun weh. Deshalb Stille, unangetastet von der spitzigen Umwelt! Der Prinz, der glücklich erkennende, wird schon Einkehr halten! So träumt diese Stadt, versunken in frühere Zeiten (sie hat schon viele hundert Jahre erlebt), und blickt mit schläfrigen Augen auf das rege Leben der Neuzeit. Besonders das Schloß ist das Symbol der Ruhe. Ein riesiger Bau, aus rotem Sandstein hochgerichtet, könnte er in der Mittagssonne feurig und zackig lebendig emporlodern, eine Glut des Lebens und der Kraft. Aber seine Mauern sind von Menschenhand und Blitzesgewalt in sich zusammengerissen; schwer und müde liegt er, dunkler, weil die einzeln hochragenden Gemäuer Schatten werfen. Alles wie eine letzte Glut der Brandstätte, die auch als Trümmerhaufen urmächtige Kraft verrät, ein Riese, nur durch des Himmels Macht zerschlagen. Hier ist Ruhe. Denn es kann die Weite des Schlosses kaum durch der Leute Reden erfüllt werden. So viele eilen hoch, den Bau zu besehen, und alle umfaßt er mit weitgreifenden Armen, sie mit seiner großen Ruhe packend! Er lehnt am Berge, nicht etwa keck auf dem Gipfel zum Himmel starrend — das wäre, nun anders gesprochen, Sturm und Drang — sondern in echter Romantik, epheuumrankt, zerstört, vom Alten erzählend.